

Zeitschrift: Jahrheft / Zürcher Unterländer Museumsverein
Herausgeber: Zürcher Unterländer Museumsverein
Band: 22 (1981-1982)

Artikel: Von Flachs und Hanf in alter Zeit
Autor: Huber, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Flachs und Hanf in alter Zeit

In meinen frühesten Kindheitserinnerungen spielen Flachs und Hanf eine grosse Rolle. An einem Winternachmittag – ich mochte knapp vier Jahre alt sein – sass ich barfuss in der Stube neben meiner spinnenden Mutter und vergnügte mich, einen Wisch Werch, den mir die Mutter gegeben hatte, auf immer neue Art um meine Zehen zu wickeln. Ich war so in mein Spiel vertieft, dass mich ein energisches Klopfen an die Stubentüre aufschreckte. Auf das freundliche «Nu ine» meiner Mutter trat ein schwarzgekleideter Mann in die Stube. Die Mutter stellte das Spinnrad in die Ecke neben das «Chopfhüüsli». Da der «schwarze» Mann mit seiner tiefen Stimme mir Angst einflösste, stand ich auf und hielt mich fest an den Falten von Mutters Jüppe. Trotz meines Sträubens gab mich die Mutter dem in der Küche arbeitenden Mädchen in Obhut. Warum hat sich dieses kleine Erlebnis in mein Gedächtnis eingepägt? Sicher nicht wegen des Spinnens; denn ich habe unzählige Male neben meiner spinnenden Mutter gesessen – war doch das Spinnen während der kalten Jahreszeit ihre regelmässige Nachmittagsbeschäftigung –, wohl aber wegen der Störung des friedlichen Idylls durch den Fremden. Ich mochte ein halbes Jahr älter sein, als ich eines Tages an der Hand der Mutter vor unserer «Hanfpünt» stand. Jemand war durch die Pünt gegangen; denn am Boden lagen geknickte Stengel. Ob ich der Sünder war, weiss ich nicht. Ich erinnere mich nur, dass mir die Mutter drohte: «Wän d dur de Hauf duregaascht, se holt di s Birchmätli.» «S Birchmätli» war in meinem Heimatdorf das Schreckgespenst der kleinen Kinder. Dazumal, Ende der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts, wurden bei uns noch beide Gespinstpflanzen, Flachs und Hanf, ziemlich häufig angebaut, und ich erlebte ihre Entwicklung vom Samen bis zur Verarbeitung zu Kleidern und Wäsche.

Beim Hanf musste die Saat vor den naschhaften Vögeln geschützt werden; man stellte deshalb eine Vogelscheuche, einen «Hauflööli», in das Feld. Bis heute hat sich die Redensart erhalten: «Singe wie d Vögel im Haufsaame.»

Anfangs Mai erfolgte in gutgedüngten Böden die Aussaat. Der Hanf sollte schnell wachsen, denn schon «a der Uufert set mer im Hauf e Huschebale und a der Pfeichte en Ankebale chönne verberge». In den Verhandlungen des Zürcher Ehegerichtes wird das Säen von Hanfsamen als Eheversprechen gewertet (der Verlobte «habe hanfsamen iro geben, den sy seyen solte»). Die männlichen Hanfpflanzen werden unmittelbar nach der Blüte gezogen, die weiblichen etwa einen Monat später. «Lüüche» nennt man dieses Ziehen. Das Eigentümliche besteht darin, dass der männliche Hanf, der Pollenträger, der kleiner bleibt, von jeher als weibliche Pflanze gegolten hat und deshalb Fimmel (aus lat.: femella) heisst, während umgekehrt der weibliche Hanf als männliche Pflanze gilt und deshalb «Mäschel» (aus lat.: masculus) genannt wird. Wer denkt heute bei der Redensart «Dä häd en andere Fimmel!» noch an Hanf!

Der Flachs wurde anfangs April recht dicht gesät, um das Aufkommen des Unkrauts zu verhindern. Oft zog man Schnüre durch die Pünt, um den zarten Stengeln Halt zu geben. Schön ist ein Flachsfeld zur Zeit der Blüte. Flachsfelder von 30 bis 60 Hektaren, wie ich sie in Argentinien oft gesehen, erscheinen dann morgens bei leichtem Wind, vom Rücken eines Pferdes aus gesehen, wie eine bewegte Wasserfläche. In Südamerika wird übrigens der Flachs nur wegen des köstlichen Samens angebaut; das Stroh wird verbrannt. Die «glochne» Stengel des Flachses und des Hanfs wurden in kleinen Garben zum Trocknen aufgestellt. Nachdem die Samen abgestreift waren, breitete man die Stengel zum «Roosse» auf einer feuchten Wiese aus, bis die holzigen Teile morsch, eben «rooss» wurden, um nachher an der prallen Sonne, im Ofen oder über einem mottenden Feuer gedörrt zu werden. Früher besorgte der «Teerer» diese Arbeit. Simon Gfeller beschreibt in «Heimisbach» dieses Dörren anschaulich.

An einem heissen Nachsommertage wurden die «Rätsche» von der Winde geholt. Die Mutter, das Mädchen und eine Tagelöhnerin teilten sich in diese strenge Arbeit. Ein Bündel Flachs oder Hanf wurde quer über die Schlitz des vierbeinigen Rätschbocks gehalten, während die andere Hand den Hebelarm mit den beweglichen Blättern mehrmals kräftig darauf fallen liess.

Die «röösche», holzigen Teile fielen als sogenannte «Agle» auf den Boden, und zurück blieben die grauweisslichen Fasern. Nach J. Stelzer (Geschichte der Gemeinde Meilen) war es früher Brauch, dass die Rätscherinnen männliche Passanten mit einem Bündel Hanf einfingen und erst nach Verabreichung eines standesgemässen Trinkgeldes freiliessen. 1678 forderte das Pfarrkapitel am Zürichsee die Abschaffung dieses Brauches.

An der Wand in der Tenne hingen die «Hächle», zwei längliche Bretter, die in einer Kreisfläche mit spitzen, langen Eisenstiften besetzt waren. Durch die gröbere «Hächle» wurde das Hanfwerg, durch die feinere das Flachswerg gezogen. In der Hand blieben die langen Fasern, die «Ryste»; die kurzen Fasern, der «Chuder», fielen auf den Boden. Die Fasern wurden zu Zöpfen geflochten. Die Zöpfe des gröbern Hanfwergs brachte man in die «Rybi», wo das Werg unter der Last des darüberrollenden, konischen Reibsteines geschmeidig gemacht wurde. In Meilen hatte es, zur Obermühle gehörig, ebenfalls eine «Rybi». Der Flurname «Ribiacher» erinnert noch daran.

Kaum waren die letzten «Rëebe» eingebracht, das «Bandlööse» in den Rebbergen beendet, die «Rëebe» auf den Boden gelegt und zum Schutze gegen den Frost mit Stickeln bedeckt, setzte sich die Hausfrau an den Nachmittagen ans Spinnrad. Ein Zopf Werg wurde aufgelöst und an der Spitze der Kunkel festgebunden. Schon im 16. Jahrhundert wurde das Spinnen mit freischwingendem Wirtel (Spulenring) durch das Spinnen mit dem Spinnrad verdrängt. Durch das Drehen des Rades wird der Wirtel gedreht und der Faden auf die daran gesteckte Spule gewunden. Den Kunkelstock umschliesst ein kleines messingenes, wassergefülltes Becken, in welches die Spinnerin von Zeit zu Zeit den Finger tauchte, um den Faden besser drehen zu können; besser als Wasser ist jedoch der Speichel. Im Unterland war es früher Brauch, dass man ein bis zwei Male im Jahr nach Baden ging, um im heilkräftigen Wasser zu baden. Als «Chraa» brachte man den Frauen oder Töchtern oft Kunkeln heim. Darauf bezieht sich das folgende Sprüchlein: «A der Chunkle, wo mer vu Bade bringt, staad gschrib: Es sind mer nüd al im Sinn, wo mi grüezed, wän i spin.»

Oft wurde nach dem Nachtessen noch eine Spule gesponnen. Man kam

«under Liecht» hie und da zu «Spinnstübet» zusammen. Durch Spinnen wurde wenig verdient; darum sagt man, wenn ein Geschäft wenig einbringt: «S isch ämel besser wede gspunne.» Im Neuen Berner Kalender von 1841 liest man, dass eine Spinnerin im Tage einen Batzen verdiente, das heisst «etwas mehr, als sie am Kittel verribsete».

An einem Frühlingstag wurde das den Winter über gesponnene und zu Stangen gehaspelte Garn im «Wöschhüüsli gsöchtet». Im «Söchchessi» kochte man eine starke Lauge (früher aus Asche) und goss sie mit einem «Schüeffi» über die in der «Söchstande» liegenden Strangen. War die Lauge erkaltet, liess man sie durch die «Söchtrööre» abfliessen, kochte sie wieder auf und schüttete sie aufs neue über die Garnstrangen, bis alle Unreinigkeiten herausgekocht waren. Das getrocknete Garn wurde dann in der Gespinstkammer aufgehängt.

In unserer Gemeinde wohnte im Hinterhaus eines Bauernhofes noch ein alter Leinenweber, der aber schon in den achtziger Jahren nicht mehr wob. Meine Mutter brachte das Garn zum Weben in die Strafanstalt in Regensdorf. Und dann ruhten die verschiedenen breiten Ballen von gröberer oder feinerer Leinwand oft Jahre und Jahrzehnte lang in einem Trog in der Gespinstkammer. An einem Wintertage kam dann der Schneider oder die «Nööri» auf die Stör. Nun wurden die Ballen heruntergeholt und die Leinwand zu «Zwilchhose, elbe Joppe, Jüppe, Lylache, Zieche, Fassige, Schööss» und Wäsche der verschiedensten Art verarbeitet.

Vorräte an Garn und Leinwand waren früher im Bauernhause eine Kapitalanlage, eine Reserve, die über magere Jahre hinweghalf. Musste eine Braut ausgesteuert werden, konnte man von diesen Vorräten zehren. Von dem, was eine Braut an «Lynigem» ins Haus brachte, blieb noch für Kinder und Kindeskindern übrig. So esse ich noch heute auf einem Tischtuch, das meine Grossmutter vor etwas mehr als einem Jahrhundert ins Haus brachte. Der Flachs dazu war vielleicht schon von ihrer Grossmutter gepflanzt und gesponnen worden.

Wenn man während der Kriegsjahre über Land fuhr oder ging, sah man überall wieder kleine Hanf- und Flachsäcker. Die Arbeiten des «Roosse,

Teere, Rätze, Hähle und Spinne» wurden allerdings nicht mehr im Bauernhaus selbst ausgeführt. Die getrockneten Stengel wurden einer Fabrik übergeben, welche für alle diese Arbeiten besser eingerichtet war. Sobald jedoch der Krieg vorbei war, ging der Hanf- und Flachsanzbau rapid zurück, denn «s Lynig», obwohl es am dauerhaftesten ist, kann im Preise mit den Geweben aus Baumwolle und Kunstfasern nicht konkurrieren.